

Liebe Gemeinde,

eine säkulare Predigt soll ich halten, das hat sich Michael Schwer gewünscht. Ein Predigt – das legt, wenn ich mich recht erinnere, eine bestimmte Abfolge nahe: Predigten fangen meist mit einer Not, einer Herausforderung, einem Problem oder einer Plage der Gegenwart an; dann folgt die Exegese eines klassischen Textes; daran anschließend eine Selbstbefragung der Herzen; ein Aufruf zur Umkehr; und schließlich eine Verheißung. Und immer geht es, natürlich, um die großen letzten Dinge. Sagen wir: um den Sinn des Lebens, oder um den Tod. Und natürlich um Gott und den Glauben. Ich will versuchen, mich daran zu halten. Säkular.

Die Not der Gegenwart, das ist die Krise. Ist es die Krise?

Nur noch ein paar Monate auf der Talsohle, sagen uns die Politiker, vor allem die im Wahlkampf, und die Prognostiker der Institute. Die Erfahrung zeige doch: auf jede Krise folgt neues Wachstum. Nur noch ein wenig durchhalten. Wenn erst das Kredit-Rad sich wieder dreht, wird die Weltkonjunktur zünden, das Wachstum wieder anspringen, mit einem Kick-Start, und Deutschland kann auch in der nächsten Runde die Formel 1, pardon die Export-Weltmeisterschaft gewinnen, auf jeden Fall kann es, so die Kanzlerin, „besser dastehen als vorher“. Die Metaphern riechen nach Mineralöl, also nach der alten Zeit. Merken die das eigentlich? Nichts wird mehr so sein wie vorher – hatte das nicht erst kürzlich noch unser Finanzminister gesagt? Das war die Zeit, als Politiker und Nobelpreisträger nach der Verstaatlichung des Bankwesens riefen – aber auch, wenn es darum leise geworden ist: Langsam – und wenn mich nicht alles täuscht, quer durch die Schichten und durch die Parteien und ideologischen Lager bricht sich die beunruhigende Wahrheit Bahn: Es handelt sich nicht um Gier-Orgien, und auch nicht um Regulierungsversagen der Regierungen, und auch nicht um Pannen im Kreditwesen allein. Es ist mehr als eine Blase, eine Delle in der Konjunktur. **Es ist mehr als eine Krise.**

Die Tagesordnung der Tagungen in den Schlössern der G8 und G 20 und im Schloss von Plön zeigen, dass auch dort gefragt wird, wie das in Zukunft noch zusammengehen kann: die Herausforderungen des Klimarutsches, der Wasserknappheit, der Ungleichheit, der Armut – und die Ordnung, in der wir leben: der Wachstumskapitalismus und die medial gesteuerte parlamentarische Demokratie. **Es geht um mehr als um Fehler im System.**

Und das sagen immer mehr Menschen, die es bis vor kurzem nicht öffentlich gesagt haben. Etwa so: „Der Kapitalismus krankt nicht allein an seinen Auswüchsen, nicht an der Gier und dem Egoismus von Menschen. Er krankt an seinem Ausgangspunkt, seiner Leitidee und deren System bildender Kraft.“ Und was wir brauchen, sei eine neue politische Ordnung, die „davon ausgeht, dass die Güter der Erde...nicht denen gehören, die sie sich zunächst aneignen und ausnützen, sondern allen Menschen gewidmet sind, auch den zukünftigen Generationen,...dass die Arbeit eine führende Rolle gegenüber dem Kapital spielen, dass Solidarität zum tragenden Bezugspunkt der Ökonomie werden muss“. Der da so kraftvoll einen neuen und „linken“ Primat der Politik fordert, nach einer Staatsgewalt ruft, die durch Begrenzung, Zielausrichtung und auch Zurückweisung wirtschaftlichen Machtstrebens wirksam Gemeinwohlverantwortung wahrnimmt“ und darauf besteht, dass das „keineswegs weltfremd“ sei, der ist kein Kandidat der Linkspartei, kein Attac-Sprecher, kein Soziologie- und kein Literaturprofessor, sondern ein Mitglied der staatstragenden Elite: der ehemalige Verfassungsrichter und Kollege von Paul Kirchhof, der Katholik Ernst-Wolfgang Böckenförde. Es spricht viel dafür, dass wir **das Wort Krise nicht mehr benutzen. Es ist zu harmlos.** Es klingt nach saisonalen oder periodischen Verwerfungen. Wir gehen aber nicht durch eine Krise im Kapitalismus, wir stehen mitten in der Übergangsgesellschaft, oder vielleicht kurz vor ihrem Ende. Transformationsgesellschaft, so nennt der Umwelthistoriker Rolf-Peter Sieferle den Kapitalismus. Es sei die welthistorische Ausnahmeperiode, in der es Wachstumsraten von 2 bis 10 Prozent und darüber hinaus gegeben habe, die Wirtschaftsleistung explodierte und mit ihm die Wissenschaften, und der Wohlstand. Eine

Steigerung, möglich geworden vor allem durch die Ausbeutung der fossilen Energien. In der Solargesellschaft vorher waren es im Schnitt 0.2 Prozent im Jahr, Wachstum war unbekannt. Und nun sind wir am Ende dieser Epoche. Alle Zahlen sprechen dafür: **Das Wachstum wird in diesem Jahrhundert an eine Grenze stoßen.** Oder an mehrere.

Die Sättigung in den reichen Ländern, die Energie und Rohstoffknappheit, die Belastbarkeit der Atmosphäre. Die Begrenztheit der Böden, des Wassers. Alles zusammen wird, das ist wohl realistisch anzunehmen, unvorstellbare Not und Verwerfungen erzeugen. Keiner weiß, ob und wie wir 9 Milliarden ernähren werden. Und niemand weiß, ob wir mit mehr Effizienz allein den CO₂-Ausstoss senken können. Und niemand glaubt und wenige wollen, dass wir den anderen das Wachstum verweigern, das wir hatten und das uns in die Klemme gebracht hat. Und auch diejenigen, die all das zu wissen glauben, haben es noch nicht durchgerechnet – geschweige denn gesagt, wie wir dorthin kommen. Auf jeden Fall nicht mit Wachstum. Sofern Wachstum mit physischen Zuwächsen verbunden ist, wird es in spätestens Hundert Jahren zum Erliegen kommen. Zurzeit haben wir ein Wachstum von drei bis fünf Prozent weltweit. Geht das hundert Jahre so weiter, wird das Sozialprodukt ums 19fache gestiegen sein, in 200 Jahren ums 369fache – bei nur drei Prozent Zuwachs in jedem Jahr. Das wird also nicht gehen. Überall nähern wir uns den tipping points....

Um einige davon wird es in den Workshops gehen. Und um die Fragen: Womit müssen wir rechnen? Wie wollen wir in Zukunft leben? Was können wir dazu tun? Und wie passt es zu dem, was im Schloss vor sich geht. In diesem hier in Plön – und in den anderen. Dem will ich hier nicht vorgreifen.

Aber es gibt noch eine Frage: **Wer sind eigentlich „Wir“**, die da rechnen, und wollen und den Druck zum Handeln verspüren. Sind wir schon „Wir“. Und wie einheitlich ist dieses Wir? Und wie groß kann es, muss es werden? Wen zählen wir dazu? Was muss passieren, damit aus den 80 % der Deutschen, die drastische Maßnahmen zur Senkung des CO₂-Ausstosses wollen, den 70 % die die Entwicklungshilfe verdoppeln, den drei Vierteln, die Wasser, Energie und Kommunikationsmittel wieder in der Hand der Öffentlichkeit haben möchte – damit aus diesen vielen Einzelnen ein „Wir“ wird, so stark, dass es die Politik verändert? Denn ohne das wird es nicht gehen.

Und was aus diesen Meinungen und dieser Bereitschaft zur Veränderung, die in den letzten Jahren so gewachsen ist, würde, wenn Mitarbeit und Opfer, oder Verzicht gefordert werden oder Umverteilungen – das wissen wir auch nicht. Bis jetzt haben wir, so scheint es, noch keine starke Meinung von uns: 90 % der Bürger wollen auf jeden Fall weiterarbeiten, auch wenn es ein bedingungsloses Grundeinkommen gibt, aber 80 Prozent glauben, dass viele andere aufhören würden zu arbeiten. Wir tapen im Nebel einer Zukunft, die gerade beginnt. Im Nebel auch über uns selbst. Wer sind wir denn?

Wie können wir kleinen Sterblichen den Kapitalismus überwinden? Oder die Klimakatastrophe – so fragt die Aktivistin Naomi Klein. **Wir kleinen Sterblichen** – merkwürdige Formulierung in diesem Zusammenhang.

Wir können es, sagt Nicholas Stern, der vor ein paar Tagen in Berlin seine Studie über den Global Green Deal vorgestellt hat. Wir können es, wenn die Regierenden und Mächtigen im Dezember ein wirksames globales Abkommen schließen, und das wird nur gelingen, wenn wir in den reichen Ländern, den Löwenanteil zu dieser Veränderung beisteuern. Wir können es technisch, wir können es finanziell. Es fehlt nur – so Stern – der politische Wille. Er wirkte nicht so, als glaubte er daran.

Warum fehlt er, der politische Wille?

Weil da noch eine Lücke klafft - zwischen uns, den Angehörigen der Zivilgesellschaft und uns, den Bürgern der parlamentarischen Demokratie. In der Zivilgesellschaft tut sich vieles, aber die große Politik blockiert. Wir, das Volk, wir die Wähler erwarten etwas von der Regierung, aber die verlangt es nicht von uns, den Angehörigen der Zivilgesellschaft, weil wir es nicht kräftig genug fordern, oder weil sie nichts von uns halten. „Jede Regierung, die eine

Klimapolitik macht und einschneidende Opfer fordert, würde abgewählt, und das ist ein eingeborener Fehler der Demokratie.“ sagt Helmut Schmidt. Wir wissen nicht, ob er Recht hat. Wir wissen nicht genug über uns, das Volk.

Das hat etwas mit dem fehlenden „WIR“ zu tun.

Die Demokratie lebt von zwei Voraussetzungen sagt Böckenförde, erstens, dass es ein „Wir“ gibt, einen gemeinsamen Willen, und zweitens: die moralische Substanz vieler Einzelner.

Die alten Wir's, die wir kannten, funktionieren nicht mehr: Religion, Nation, Bürgertum, Arbeiterklasse, Deutschland AG – sie sind aufgebraucht oder desavouiert. Sie haben nicht gut funktioniert.

Woher also das Wir nehmen?

Wir können es nur neu gewinnen – im Strudel der Gegenwart. Wir schwimmen, so sagt es der Weltwirtschaftshistoriker Wallerstein, **in einem Strudel der Ungewissheit**, und das noch für geraume Zeit. Und Wallerstein gibt auch gleich einen Ratschlag zum Schwimmen in unruhigen Wassern: „Man muss wissen, an welches Ufer man will. Und zweitens, darauf achten, dass der nächste, konkrete Zug ungefähr in diese Richtung bringt. Wenn man größere Präzision will, wird man untergehen, während man nach ihr forscht.“ Mein Vorschlag wäre: Wir – das sind alle, die ans selbe Ufer wollen. Wenn man größere Präzision will, verzichtet man auf Bündnispartner. Und das können wir uns nicht leisten.

Was das alte Ufer angeht, das, an das wir nicht wollen, da können wir relativ präzise sein. Es ist das Ufer der Utopie. Ein Unland. **Denn der Kapitalismus, das ist die utopischste aller Utopien**: ein Utopismus, der so spirituell, so vergeistigt, so gespenstisch ist wie keine Utopie es je war: der Glaube an ein unendliches und unendliches Wachstum in einer endlichen Welt, an die unendliche Vermehrbarkeit der materiellen Güter, an die Verwandelbarkeit aller menschlichen Tätigkeiten und Bedürfnisse in Waren, an die Transformation jeder Zeit-Lücke in eine Marktlücke. Es ist eine Utopie, die von der Materialität der Welt absieht: von den Körpern, die ernährt, versorgt, gebildet werden wollen, von der Verletzbarkeit der Biosphäre, von der Endlichkeit der Mineralien.

Angetrieben wird diese Utopie von weltumspannenden Oligopolen, die wachsen müssen, um nicht unterzugehen, und den frei flottierenden Billionen des Finanzkapitals, die sich immer neue Provinzen unserer Lebenswelt unterwerfen: die Familienökonomien des globalen Südens und den Mittelstand des Nordens und seinen Stolz: die Bildung und die gute Arbeit, die Dienste der staatlichen Daseinsvorsorge, die kulturellen Traditionen, die Landschaften, die Bildungssysteme. Kurz: die großen Provinzen von Gemeineigentum im kapitalistischen Wirtschaftsraum, die unsere Vorfahren finanziert und erkämpft haben.

Ein **destruktiver Utopismus zerreibt die Grundlagen der Zivilisation** – die Erde und die gesellschaftlich arbeitenden Menschen – und lässt ihre Institutionen zu Un-Orten werden, zu U-Topien: die Nation vom Gefäß der Gesellschaft zum geographischen Standort globaler Konkurrenzkämpfe, das Parlament vom Ort, an dem Bürger beschließen, wie sie leben wollen, zum Notariat für die Investorenimperative. Städte, Regionen, Fabriken werden zu Transit-Räumen, belebt oder entwohnt nach der Logik des Kapitals, die Familien zum Ort, wo „Humankapital“ aufgezogen und Kaufkraft generiert wird – unübertroffen und in Bierdeckellänge formuliert es Friedrich Merz: Die Kinder von heute sind die Mitarbeiter von Morgen und die Kunden von Übermorgen. Und am Ende werden die Menschen sich selbst fremd, finden keinen Ort in ihrer Seele. Depression ist heute laut WHO die zweithäufigste "Krankheit". Es ist eine Teufelsmaschine – sagten die großen bürgerlichen Wissenschaftler Max Weber und Werner Sombart.

Und wer befeuert sie? Und wo ist ihr Konstruktionsfehler?

Das alles wissen wir. Deshalb wollen wir nicht zurück an dieses Ufer. Wir können es auch nicht. Aber während wir schwimmen, können wir doch immerhin versuchen zu begreifen, woran das liegt, wie es dazu kommen konnte. Schwimmen und Denken das geht. Wo der Konstruktionsfehler dieser Maschine war. Wo wir mitgewirkt haben. Denn die Maschine läuft

ja nicht von selbst. Das utopische Land wurde ja bewohnt von Menschen, die das gewollt und gemacht haben. Von uns.

Was daran ist unser Anteil?

Es ist die Gottlosigkeit, meint Kardinal Meisner, der Abfall von Gott, der Verlust des Jenseitsglaubens, der vor ein paar hundert Jahren begann. Wer nicht mehr ans Jenseits glaubt, der müsse raffen und damit zerstören. Und auch sein Amtsbruder von der Konkurrenz sagt, der Transzendenzverlust habe uns in diese schwierige Lage gebracht. Und deshalb rufen sie zur Umkehr auf, was ja bekanntlich „Busse“ heißt.

Vielleicht ist da ja, und das sage ich als Nichtgläubiger, sogar etwas dran. Denn ich glaube schon, dass da etwas in den Seelen passiert ist, als dieser Glaube – an das ewige Leben, an die Transzendenz – abhanden kam.

Als wir von „Kindern Gottes“ zu den „kleinen Sterblichen“ wurden.

Denn da ist zunächst eine bittere Erkenntnis. Und die heißt: ICH muss sterben. ICH.

Irgendwann wird ICH nicht mehr sein. Aus. Wir sind ja die einzigen Lebewesen, von denen wir wissen, dass sie um ihre Endlichkeit wissen. Wir können uns unser Ende vorstellen. Und das ist ein unangenehmer Gedanke, gegen den der Glaube die Menschen jahrhundertlang immunisierte und manche bis heute. Ein schmerzhafter Gedanke. Aber als die Versicherungen der alten, der naiven, der Volksreligion über das ewige Leben gegen den Materialismus der Wissenschaft immer blasser wurden, kam mit dem Kapitalismus und mit der Wissenschaft ein neuer, mächtiger Glaube für die Individuen in die Welt: Du kannst dem Tod nicht entkommen, sagt sie. Aber Du kannst nun die Armut überwinden und gut leben (und das geschah im 19. Jahrhundert), und du kannst, um den Tod zu vergessen, so viel Welt wie möglich konsumieren – zwei Wohnungen, drei Ehen, vier Fernreisen jedes Jahr, Kirschen zu jeder Jahreszeit und ein Schnäppchen jeden Tag (das geschah im 20. Jahrhundert). Und der Stoff, der Dir alles dies ermöglicht, ist das Geld – der Stoff, der Dir alle Optionen erschließt. Es ist ein Zweikomponenten-Treibstoff, der den Kapitalismus von innen anfeuert. Eine subjektive Komponente: die Verheißung einer tendenziell unendlichen Vervielfältigung der materiellen Genüsse, die den Tod verdrängen lässt und die Angst vertreibt; und komplementär dazu, die zweite Komponente: Der Akkumulationszwang, der Wachstumszwang, der vom Geld ausgeht. Geld, das sich nur vermehren kann, indem es zu Kapital wird: die Arbeit von Menschen benutzt oder ausbeutet, Kontinente erobert, gestaltet, Welt verzehrt und erneut in finanzielle Energie verwandelt. Dieser Exzess des Weltverschleißes aber, das wird nun sichtbar, bringt Katastrophen hervor: ökologische, soziale, seelische. Macht die Welt zum Unort.

Aber brauchen wir deshalb eine Rückwendung zu Gott? Müssen wir Busse tun? Vielleicht, so meine ich jedenfalls, geht es gar nicht um Umkehr. Um einen Bruch. Und nicht einmal um Verzicht. Vielleicht geht es ja eher darum, dass wir **das Projekt zu Ende bringen, dass die Religion vorbereitet hat**; dass wir den Weg zu Ende gehen müssen, den wir – und jetzt meine ich die rationalistischen, wissenschaftlich aufgeklärten Europäer - vor 500 Jahren begonnen haben. Dass wir uns an das Aufgabenbuch der Neuzeit erinnern: Da finden wir die Beschreibung des anderen Ufers. Wir haben sie schon lange. Wir wollen da schon lange hin schwimmen.

Hier ist ein grober Stadtplan:

Die Automatisierung und Rationalisierung nehmen kein Ende, aber es herrscht dennoch „Vollbeschäftigung“, denn die Regelarbeitszeit ist auf vier Stunden herabgesetzt – die hohe Produktivität macht es möglich. Gut ausgestattete Schulen entlassen die jungen Menschen mit allen notwendigen beruflichen und wissenschaftlichen Kenntnissen ins Leben – vor allem aber den sozialen, intellektuellen und musischen Fähigkeiten, die sie instand setzt, die viele arbeitsfreie Zeit erfüllend und selbst bestimmt zu gestalten. Die erweiterte Großfamilie ist zum bevorzugten Lebensmodell geworden, sie übernimmt die Kinderbetreuung, die Alten dämmern nicht in Hospizen ihrem Ende entgegen. Öffentliche Kultureinrichtungen,

Universitäten, Krankenhäuser sind exzellent und egalitär. Der Zeitreichtum lässt bürgerschaftliches Engagement blühen. Die ökonomische Gleichberechtigung hat das Verhältnis von Männern und Frauen entspannt – bis auf die Schmerzen, die seit 10 000 Jahren und bis in alle Ewigkeit der Liebe entspringen. Mußezeit und das Gefühl der sozialen Sicherheit rücken immer stärker die postmateriellen Werte in den Vordergrund des Lebens: es wird mehr gesungen, getanzt, gewandert, meditiert (Tanzstunden statt Tankstellen, Sein statt Haben). Eine Vielzahl von Religionen lebt friedlich nebeneinander, unter dem geistigen Dach einer wissenschaftlich fundierten Wertschätzung der Erde, die unsere Lebensgrundlage ist. Ein abgestuftes System der Abstimmungen und Verantwortungen lässt alle Bürger basisdemokratisch an den Stadt- und Staatsgeschäften teilnehmen, die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten rotiert in kurzen Rhythmen.

Dieses kulturrevolutionäre Programm steht nicht im Grundsatz-Papier rot-grüner Fundamentalisten. Aufgeschrieben haben es der englische Schatzkanzler Thomas Morus (Utopia, 1516), der Wissenschaftler und Politiker Francis Bacon (Nova Atlantis, 1623) und der kalabrische Mönch und Sozialrevolutionär Tomaso de Campanella (Sonnenstaat, 1632) – im Strudel des Umbruchsjahrhunderts am Anfang unserer europäischen Neuzeit

All diesen frühneuzeitlichen „Utopien“ ist gemeinsam: eine Art von Kommunismus - gemeinschaftlicher Besitz der Produktionsmittel, Verringerung der Arbeitszeit, gleiche Teilhabe am Reichtum, eine allgemeine humanistische und praktische Erziehung und der Vorrang nichtmaterieller, kultureller Genüsse. Und wenn es Geld gibt, dann nur als Gleitmittel für den Tausch, nicht als Medium der Ausbeutung.

Offenbar ist das ein attraktives Projekt. Nicht tot zu kriegen. Nicht einmal von Ökonomen. Dreihundert Jahre nach Campanellas Tod schrieb der geniale John Maynard Keynes, den wir nur noch als Erfinder des Krisenmanagements kennen:

„Wir leiden gerade unter einem schlimmen Anfall von ökonomischem Pessimismus. Häufig hört man Leute sagen, die Epoche ungeheuren ökonomischen Fortschritts, die das vorige Jahrhundert kennzeichnete, sei vorüber. Ich glaube, dass dies eine unsinnige und irri- ge Deutung dessen ist, was uns widerfährt. Uns plagt nicht Altersrheuma, wir leiden an den Wachstumsschmerzen überschnellen Wandels, an den schmerzhaften Anpassungsprozessen im Übergang von einer Wirtschaftsperiode zu einer anderen.“ Keynes schrieb das im Jahre 1930, auf dem Höhepunkt der Weltwirtschaftskrise. Die technologische Arbeitslosigkeit sei nur eine kurze vorübergehende Phase, glaubte er, hervorgerufen durch die Revolutionen in der Produktivität. Diese, so glaubte er, werde uns in wenigen Generationen mit allen notwendigen Gütern ausgestattet haben, uns so reich gemacht haben, dass wir vor den größten Veränderungen stünden, die es für die Menschheit als Ganzes in den materiellen Lebensumständen je gegeben hat. „Es mag dann ein Punkt erreicht werden, vielleicht viel eher als uns bewusst ist, an dem (die Grundbedürfnisse) in dem Sinne befriedigt sind, dass wir es vorziehen, unsere Kräfte künftig auf nicht-ökonomische Zwecke zu verwenden. (...) Die Liebe zum Geldbesitz wird erkannt werden als das, was sie ist: eine irgendwie Ekel erregende Krankhaftigkeit, eine dieser halb kriminellen, halb-pathologischen Eigenarten, die man mit einem Schauer an den Spezialisten für Geisteskrankheiten weiterreicht, der dann untersuchen mag, was es mit Menschen auf sich hat, der in seinen Handlungen Unsterblichkeit sucht, indem er sein Interesse an der Welt immer weiter in die Zukunft schiebt.“ Für solche Menschen, schrieb Keynes „ist Marmelade keine Marmelade, wenn es nicht um die Marmelade von Morgen geht. Indem sie so ihre Marmelade immer in die Zukunft hinausschieben, streben sie danach, ihrem Akt des Einkochens ewige Dauer zu sichern.“

Keynes erwartete, dass dieser Übergang ins Reich der Ökonomischen Freiheit die Menschheit vor große Probleme stellen werde. Nicht nur wegen der krankhaften Kapitalvermehrung. Sondern weil Millionen von Menschen, wir alle, die gesamte zivilisierte Welt, sich über Jahrhunderte, getrieben von der Lebensnot, daran gewöhnt habe, zu ackern,

befürchtete Keynes einen kollektiven "Nervenzusammenbruch". Keynes wollte den Kapitalismus nicht abschaffen. Die Akkumulationsgier hielt er für eine üble menschliche Eigenschaft – aber ihr Wirken in langer Sicht für segensreich: Die „unermüdlichen Geldscheffler“ würden, nachdem sie uns in den Schoss des Überflusses gezogen haben, woanders hingehen. Dorthin, wo sie gebraucht werden. Denn „es wird vernünftig bleiben, ökonomisch zweckhaft für andere zu sein, wenn dies für einen selbst nicht mehr vernünftig ist.“ Aus dieser Perspektive könnte es sogar eine aufgeklärte Variante der Globalisierung geben: Das Kapital geht dahin, wo es am meisten gebraucht wird, und das ist, wo die Rendite am höchsten ist. Dorthin also, wo es noch keine Werkzeugmaschinen, Strassen, Chemiewerke, Pick-Up-Trucks und Elektromotoren und Pick-Up-Trucks mit Elektromotoren gibt – um von nützlichen Dingen zu reden. Und die europäische Menschheit, das „abendländische Aktivitätskommando“ (Th. Mann) könnte ein wenig zur Ruhe kommen. Die Überanstrengung und die Lebenszeit, die unsere Großväter und Mütter in den europäischen Reichtum investiert haben, könnte unseren Kindern zurückgegeben werden. Wohlstandswachstum für den Süden – das wäre zugleich eine Rückzahlung der Entnahmen an Blut und Rohstoff, die wir in der Kolonialzeit dort getätigt haben. Und Zeitwohlstand für alle Nordländer, in denen, die immer noch zu leistende, notwendige Arbeit so gleichmäßig wie möglich auf alle verteilt werden könnte. Global Marshall Plan, Green New Deal, ein neuer Wachstumsbegriff (Stiglitz) – unter dem Druck kommen die Hirne, wenn auch noch nicht die Dinge, in Bewegung. Was gestern nur auf den Weltsozialforen diskutiert wurde, darüber wird heute in Fielmanns Schloss geredet. Die Fronten verwischen sich, auch wenn man aufpassen muss, was jeweils mit den Wörtern und Parolen gemeint ist. (Wenn Neoliberale das Grundeinkommen fordern, muss man genau hinsehen.) Jeder Paulus muss auf den Prüfstand. Aber es ist eben auch nicht klar, von vornherein, wer zum „WIR“ gehört. Insofern leben wir in einer außerordentlichen Zeit. Gerade weil sich in den nächsten Lebensspanne so viel entscheidet. Er möchte gern noch fünfzig Jahre leben, sagte mir ein just emeritierter Keynesianer. Es ist doch spannend, zu sehen, wo es hingeht. Wo wir herkommen, das wissen wir. Darüber sind Bibliotheken verfasst worden: Das Ende der Kindheit, das Ende des Nationalstaates, das Ende des Bürgertums, der Öffentlichkeit, das Ende der Arbeitsgesellschaft, der Natur und der Rohrdammeln. Der Blick auf die Verluste kann auch lähmen. Aber ich habe das Gefühl, wir stehen kurz vor der Zeit, in der es wichtig und möglich sein wird, den Horror vor einer zu Ende kapitalisierten Welt beiseite zu legen und die Lust an einer möglichen Zukunft, für uns und unsere Kinder, zu entdecken. Uns innerlich umzupolen. Zu begreifen, dass wir für unsere Spanne Endlichkeit in einer Zeit leben, in der die größte Herausforderung der Menschheit vor uns liegt, in der es sich entscheidet, ob Venedig demnächst nur noch mit Tauchern zu sehen sein wird, und eine neue Völkerwanderung im 22. Jahrhundert das Antlitz der Erde verändern wird – oder ob wir es schaffen, den Gemeinbesitz aller Menschen an dieser Erde durchzusetzen und mit technischen Revolutionen und sozialen Erfindungen und politischen Kämpfen noch einmal davon zu kommen. Wir sind nicht schlecht darauf vorbereitet – ingenieurmäßig nicht und auch nicht wegen vielem, was seit den Siebzigern gedacht und geschrieben wurde. – das ist das Heroische daran; und zu entdecken, dass, damit wir es schaffen, auf das zurückgreifen müssen, können, und fast hätte ich gesagt, dürfen, was uns zum homo sapiens gemacht hat: die Fähigkeit zur Kooperation. Zum Wir. Wir haben wenig Zeit, das ist richtig. Nur ein, zwei Generationen – das ist die Frist, die uns die Klimakatastrophe setzt, wenn es nicht zu heiß werden soll. Das schafft Druck, ja, es ist eine Herausforderung, so groß, dass ich jeden verstehen kann, der sagt: So what, what has prosperity done for me? Wir müssen mehr werden. Fortschritt zählt nach Köpfen. Nicht nur an Wahltagen. Wie also kommen wir an die anderen heran? Was haben wir anzubieten, jetzt, und nicht erst am anderen Ufer, das stärker ist als die Attraktion der Verkaufszonen? Was sagen wir denen, die wir fischen wollen? Wie können wir sie verführen?

„Was können WIR kleinen Sterblichen gegen den Kapitalismus ausrichten?“ fragte Naomi Klein? WIR!

Es ist die Kraft dieses „Wir“, das wir anbieten können. Dieses WIR ist unser „unique sales point“. Dieses WIR der Kooperation und der Solidarität, mit dem die Ökonomen nicht rechnen können: Das WIR bringt ihre Rechnungen durcheinander. Der Reichtum, der aus dem WIR der kooperierenden Arbeiter kommt – die Ökonomik nennt es Arbeits-Teilung – ist eine Größe, die in der Wachstumstheorie nicht vorkommt (Marx). Der Mehrwert, der aus dem WIR kommt, wird nicht bezahlt. Und der ist auch nicht bezahlbar. Und er ist kostbar, denn: WIR, das ist die andere Option, die man wählen kann, wenn man auf die Unendlichkeit verzichtet, oder den Glauben an ein Jenseits verloren hat. WIR, das ist auch ein Glauben. **Glauben, das kommt von Geloben. Sich etwas verschwören. Verbunden sein, mit etwas, mit anderen. Zu etwas zu gehören, das älter ist, als man selbst, und größer, und das auch nach einem noch sein wird. In diesem Fall die kommende Gemeinschaft.**

Die kommende. Denn zunächst und auf absehbare Zeit (vielleicht geht es auch schneller), sind die WIRs disparat und verstreut. Inseln im kapitalistischen Wachstumsmehr. Aber Revolutionen gehen von Inseln aus – auch das können wir aus den Anfängen unserer Neuzeit lernen: von utopischen Inseln, von freien Städten, von Laboratorien, in denen neues Wissen entsteht, von Universitäten, in denen kühn gedacht wird. (Die Bastille fiel erst zum Schluss.) Die Inseln der Zweiten Renaissance in unserer Epoche: das sind die Fabriken, in denen die Techniken des Solarzeitalters entwickelt werden; die Buden der Computer-Freaks, in denen Netzwerke konstruiert werden, in denen das Wissen der Welt keine Ware ist; die Genossenschaften, die Mehrgenerationenhäuser bauen und alte Anbaumethoden modernisieren; die Subkulturen der aufgeklärten Askese. Und global: tausende von NGOs, die für fairen Handel und gegen die Patentierung des geistigen und natürlichen Erbes aller Menschen kämpfen; die schwimmenden Inseln von Greenpeace, die bewehrten Enklaven der Landlosen im Agrar-Oligarchien-Reich Lateinamerikas, die Abteilung „regenerative Energie“ in der chinesischen Regierung, einige Unterorganisationen der UN und einige Kommissariate der EU, die Bürokraten diverser Ministerien, und unser Parlament. Ja, auch das. Denn was immer auf den Inseln der Zivilgesellschaft passiert, irgendwann muss es zur Politik werden. It's important to change your light bulbs, schreibt Thomas Friedman, but even more important it is to change your leaders. Wir dürfen die großen Strukturen, wir dürfen die Orte, wo Gesetze gemacht werden und Pläne verfasst, nicht den anderen überlassen. Aber auch das ist das Anstrengende und Neue und Begeisternde an dieser Zeit: dass nicht nur Menschen zu unserem WIR gehören, die wir kürzlich noch anderswo vermuteten. Sondern das der Einzugsbereich unseres individuellen Seins wächst. Immer mehr meiner alltäglichen Handlungen geschehen mit dem Blick auf die ganze Welt. Das gilt für meine Essensgewohnheiten und meine Einkaufskäufe, meine Urlaubspläne. Und immer mehr von dem, was in der Politik geschieht, hat unmittelbare Folgen für mein höchst individuelles Wohlbefinden. Ein bekömmlicher Nahverkehr; eine Arbeitszeitordnung, die uns Familienleben ermöglicht, Obst aus der Region und der Jahreszeit – das verändert unsere Genüsse und es geschieht immer auch mit dem Blick auf die ganze Menschheit. Der Einzugsbereich, in dem ICH mich denke, dehnt sich. Indem WIR etwas bewegen, wir jedes ICH weiter, in dem ich mein Leben ändere, verändert sich die Welt. Ich würde sagen, das ist nachhaltiges Wachstum. Das Wachstum, das wir brauchen. Und Gott?

Gott, so hat es einmal jemand gesagt (Iris Murdoch) ist der leere Raum, der von menschlichen Entscheidungen gefüllt wird. Das ist nur halb richtig. Der Raum ist nicht leer. Sein Boden ist geformt durch die ganze Geschichte – der Natur, der Menschheit, der Befreiungen. Wer diesen Boden bewusst betritt, der wird durch ihn verpflichtet. Der lernt es, sein Leben in lange Zeiträume einzustellen. So wie Pierre Henrichon, der Attac-Aktivist in Kanada, der mir auf

die Frage, wie lange es denn dauern werde, bis die „andere Welt“ nicht mehr nur möglich ist, sondern wirklich wird, antwortet: „Och, Jahrhunderte.“. In solchen Sätzen, in Handlungen, die von solchem Bewusstsein getragen werden, ohne dass sie auf Belohnung in einer Lebenszeit rechnen – in solcher Haltung zeigt sich etwas, das man vielleicht –Weltfrömmigkeit nennen kann. Und was wäre denn, wenn wir das alles täten, und kämen doch zu spät, oder wären erfolglos? Nun, dann haben wir wenigstens unsere kurze Zeit mit den netteren Menschen verbracht.

Matthias Greffrath

Kanzelrede beim 1.Politischen Kirchentag in Plön.

10.9.2009